

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 50 (1963)
Heft: 6: Schulbau

Rubrik: Tagungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der Film «8 x 8», eine Schachsymphonie, im Auftrag der amerikanischen Schachgesellschaft entstanden. Beide Filme wurden in Zusammenarbeit mit seinen Malerfreunden Duchamp, Léger, Max Ernst, Man Ray und Calder, die als Schauspieler mitwirken, gedreht. Es entstand ferner das interessante «Dada-scope», eine Film-Collage nach den Gedichten der Dada-Poeten 1916–1922, und jetzt in Amerika zur Feier seines 75. Geburtstages eine Anthologie mit Fragmenten aus seinen filmischen Werken von 1920 bis 1961: 40 Jahre Experiment.

Doris Hasenfratz

Nachrufe

Karl Hügin †

Am 1. Mai ist in Bassersdorf der Maler Karl Hügin gestorben, dem noch im vergangenen Jahr eine umfassende Ausstellung im Kunstmuseum Winterthur gewidmet war. Damit hat sich ein Lebenswerk vollendet, das in der Schweizer Kunst der Gegenwart einmalig und unverwechselbar dasteht. – Im solothurnischen Trimbach vor 76 Jahren geboren, durchlief der junge Hügin in Basel eine Lehre als Eisenbetonzeichner. Ob schon er damals von Schider und später – während eines Deutschlandaufenthalts – von Pankok unterrichtet wurde, fand er doch im wesentlichen als Autodidakt zur freien künstlerischen Gestaltung, die sich zu Anfang in der Graphik erfüllte: in humoristischen Zeichnungen und erstaunlich instinktsicher verwirklichten Radierungen. Einen Zug lebenswürdig naiver Ironie, der jene frühen Arbeiten kennzeichnet, hat er sich bis in sein Alterswerk bewahrt. Erst mit 33 Jahren hat er den Brotberuf aufgegeben, um ganz der Kunst zu leben. Von seinem Schaffen zeugt heute ein umfangreiches Œuvre von Staffeleibildern, das aber innerhalb des Gesamtwerks von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr begleitenden Charakter annahm, denn Hügin's Anliegen wurde – wie für keinen zweiten Schweizer seiner Generation – die monumentale Schöpfung, das Wandbild. Seit dem ersten Auftrag von 1914 für einen Fries in der Universität Zürich nennt eine stattliche Liste die Fresken und später vor allem die Mosaiken, die er bis in die allerletzte Zeit an öffentlichen und privaten Gebäuden im ganzen Land geschaffen hat. In ihnen erwarhte sich von Werk zu Werk deutlicher eine am Wesen der Architektur gewachsene Klärung der Komposition, die gleichsam

wieder auf die Anfänge des Bauzeichners zurückweist, keineswegs aber um ihrer selbst willen sich behauptet. Die Botschaft nämlich, die Hügin in all seinen Bildern ausdrückte, erwuchs aus dem Erlebnis menschlicher Gemeinschaft. Sie ist das große Thema von Hügin's Kunst, Gestalt geworden in der Darstellung von Grundsituationen des Lebens, vor allem aber auch in der Vision einer umfassenderen Gemeinschaft im Mitmenschentum, im Mitbürgertum. Es sind im Grunde abstrakte oder zumindest symbolische Gedanken, die aber bei aller Strenge des formalen Baus in einer so lautereren und naiv verständlichen Bildsprache mitgeteilt werden, daß wir darin einen spezifisch schweizerischen Beitrag zum Selbstverständnis der Zeit erblicken dürfen.

k. sp.

Tagungen

Städtebauseminar in Berlin

Die Zeitschrift «Der Monat», überzeugt davon, daß die demokratische Gestaltung des öffentlichen Lebens die aktive Teilnahme aller verlangt, veranstaltete ein Städtebauseminar mit Politikern, Soziologen, Ärzten, Journalisten und Planern und Architekten. Die unkonventionelle Teilnehmerliste bot eine gewisse Gewähr, daß es nicht zu einem der konformen Selbstgespräche über die Erfahrungen in Bremen, Farsta oder Bagnols kommen würde, Erfahrungen, die zwar wichtig sind, aber doch nicht die politische Kenntnis ersetzen können, die wir dringend brauchen: wie der Bürger denkt, daß in der Demokratie gewohnt werden soll, damit sie wohnlich bleibe. Der Gesprächsleiter, Architekt und Redaktor R. K. Holander, war sich aber klar, daß aus der Kritik «an der Defektstruktur unseres städtischen Zusammenlebens» (Dr. Mitscherlich), aus der kühnen Prognose Prof. Salins: «Man muß sehr vorsichtig sein!» und aus der nüchternen Feststellung des Praktikers Prof. Hebebrand: «Immer ist die Entwicklung unserer Städte durch die bodenrechtlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Formen ihrer Zeit bestimmt worden. Wechselten diese Voraussetzungen, so führte dieser Wechsel stets auch zu einem Wechsel der Entwicklungsformen. Diese Voraussetzungen bestimmten mit den konstruktiven Möglichkeiten die Gestaltung . . .» keine vollkommene Darstellung der komplexen Sachverhalte oder gar Patentrezepte zu entwickeln waren.

Vier Referate bildeten die Basis der Diskussion: Prof. Salin: Struktur und Funktion der Gesellschaft in der zweiten industriellen Revolution. Prof. Hebebrand: Die großstädtische Agglomeration und ihre Region – Das Beispiel Hamburg. Prof. Mitscherlich: Die Notwendigkeit, die Möglichkeit und die Grenzen der Planung. Dr. Arndt: Planung in der pluralistischen demokratischen Gesellschaft. Dazu lagen Arbeitspapiere von verschiedenen Gesprächsteilnehmern vor, die Aufschluß über die vertretenen Ansichten gaben.

Darüber, daß die Leistungen der Planer – quantitativ zwar erstaunlich – «Unbehagen am verödeten Stadtkern und an der Siedlung als Stadterweiterung» auslösen, war man sich bald einig. Aber daß wir es «mit der Entwicklung zu einem Gebilde zu tun haben, das noch keinen Namen hat, in Parallele zu einer Kultur, die auch noch keinen Namen hat, und daß die Beziehungen zwischen den beiden neuen Gebilden – der Nicht-mehr-Stadt und der Nicht-mehr-Kultur – uns außerordentlich interessieren müssen» (Marcuse), zielte über die Routine hinweg. Trotz der positiven Pflicht zur Initiative in Richtung Zukunft, die dem Beruf des Planers (und auch jeder andern Machtposition) eignet, beschränkte sich deren Rezept auf die funktionale Gliederung in Nachbarschaften, bestimmt durch die Schuleinheit und die platonischen 5000 Bürger (deren Gefolge doch andere als griechische Maße hat). Das Ganze versorgt mit den Grün- und Verkehrsflächen und den statistischen Fußnoten.

Der neue Berliner Senator für Kunst und Wissenschaften, Adolf Arndt, sieht hinter dieser ungenügenden Leistung der Planer eine ambivalente Drohung: «Die Zukunft ist schon verbaut; entweder aus Kurzsichtigkeit, weil das Statistische des Bauens keinen Platz läßt für unvorhergesehene Funktionen, oder aus Weitsichtigkeit, weil die Menschen durch ihre Bauten funktional festgelegt werden.» Aus dieser Sicht ergaben sich die Fragen, «ob es möglich sei, das Offenwerden und Offenbleiben zu entwerfen; ob Demokratie als eine politische Lebensform auf Urbanität angewiesen sei und ob es in der Demokratie Herrschaft und Dienst, also Bauherrschaft geben könne.» Die Frage nach der Macht war gestellt, und in dem Zusammenhang verneinte Arndt die Möglichkeit, daß Städte durch Experten geplant werden können, denn Städte seien versteinerte Politik. Leben in der Stadt bedeutet für jeden Teilnahme an der Stadt, und der Laie muß sich klar sein, daß er die Aufgaben stellt.

Das paßte nun den zünftigen Planern gar nicht. Sie wollen das Städtebauen

dem Formgewandten und Regelbegabten vorbehalten, deren weißes Papier nicht unnötig durch den politischen Schmutz gezogen werden sollte. Göttervater May, dessen Stärke nicht demokratischer Takt ist, fand die Lust des Bürgers zum Mitbestimmen eher zum Weinen. Der Planer denkt eben in Funktionen und gerät in Zorn, wenn Mensch, Staat und Gesellschaft nicht in Funktionen aufgehen wollen.

Prof. Mitscherlich meint: «Vom Politiker kann man nicht verlangen, daß er ein wissenschaftlicher Fachmann ist; aber man kann zweierlei anderes von ihm verlangen: 1. daß er zugänglich ist für die Erkenntnisse, die Fachleute gesammelt haben, und sich von ihnen sein Problembewußtsein erziehen läßt und 2. daß er alle Kraft einsetzt, die Öffentlichkeit in der Richtung dieses Problembewußtseins aufzuklären... Wenn eine Partei also Stadtplanung zu einem Hauptthema ihrer Innenpolitik machen würde, könnte sie der Unterstützung der großen Majorität sicher sein. Das würde dann die Voraussetzung für die rechtliche Stärkung der städtischen Planungsämter schaffen. Dort sitzen nicht selten die vorzüglichsten Männer mit den fortschrittlichsten Ideen; sie scheitern regelmäßig an den privaten Egoismen und Kurzsichtigkeiten. Das sind weniger auffällige asoziale Verhaltensweisen als die der vielberufenen Halbstarcken.»

Boden im Privateigentum beruht auf Raub! (Privare = rauben.) Hier liegt der Grund für den üblen Zustand, in dem sich der Städtebau befindet, und diesem Sündenbock laden die Planer gern ihre asoziale Phantasie los. In der Tat bauen ja der große und der kleine Kapitalist, wenn immer möglich, nach den Anweisungen des alten sächsischen Baugesetzes: «Jeder darf sein Grundstück vollständig nutzen, selbst wenn der Nachbar Schaden leiden sollte!» Aber handelt es sich bei Brasilia, Harlow, Stevenage, Vällingby nicht um Städte, bei denen die Bodenfrage keine form- und inhaltsbeschränkende Rolle spielte? Und gerade diese Gebilde sind neben das Leben geplant. Es ist alles so grün, und der Verkehr fließt so schön, daß man die Bürger suchen muß.

Fraglos ist der Besitz des Bodens durch die Öffentlichkeit die Grundforderung für einen Städtebau, in dem der Bürger wieder eine souveräne Position hat. Aber genügt dieser Besitz? In den Volkdemokratien sind diese Voraussetzungen vorhanden. Aber weder in Belgrad, Nowe Tychi, Stalingrad noch in den ostdeutschen oder russischen Planungen von neuen Mikrobezirken sind wesentliche und zukünftige Elemente zu finden, die auf diesen – es sei nochmals gesagt – fundamentalen Bodenbesitz zurückzu-

führen wären. Die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Bedingungen, unter denen Städte gebaut werden, sind zwar verschieden; gleich ist aber die Entwertung des Bürgers und die Tendenz, ihm unter verschiedenen Vorwänden die Aufgabe des «Kriterium-Machens» abzuschwindeln und sie an Planer zu delegieren, die dann durch gleiche statistische und quantitative Annahmen zu gleichen unbefriedigenden Resultaten kommen.

Hüben wie drüben sieht man zwar den Grund gegenwärtigen Versagens im Zwang, so viel und so rasch wie möglich zu bauen. Und diese Not zwingt zu einer Kette von Provisorien – die nicht etwa in Zürich erfunden wurde –, die offensichtlich die Fähigkeit gefangen hält, die Welt um etwas Neues zu vermehren.

Aber diese Not ist doch nicht echt. Mehr Menschen arbeiten mehr und wirkungsvoller als je. Die Not ist nicht materieller, sondern geistiger Natur. Und da stellt sich wieder die Frage, mit welcher die Teilnehmer entlassen wurden: Welches ist das politische Leitbild, das wir entwickeln müssen! Müssen! denn es entstehen im Leben der Gesellschaft keine Probleme, die sich allein durch die Bejahung und den Ausbau der gegenwärtigen Wirklichkeit lösen lassen.

Felix Schwarz

Tagung des Deutschen Werkbundes in Baden-Baden

Der Deutsche Werkbund hat durch die von ihm vor einigen Jahren intensiv aufgegriffene und bearbeitete Frage der «Großen Landzerstörung», die auch für die Schweiz höchst akut wäre, eine starke Belebung erfahren. Für die Tagung, die Anfang Februar in Baden-Baden stattfand, wurde ein konträres Thema gewählt, das sich mit der Problematik der «Guten Form» befaßte. Die ohne statistische Formalitäten abgehaltene Zusammenkunft war sehr glücklich organisiert: Donnerstag abend ein fast anspracheloses freies Zusammensein der Teilnehmer. Freitag je ein Vortrag vormittags und nachmittags, Samstag vormittag das Schlußreferat. Dazwischen reichlich Gelegenheit zu persönlichem Kontakt und zur Diskussion unter wenigen Augen. Das Thema selbst, «Sinn und Gebot der Gestalt», trug in seiner etwas feierlichen Formulierung den Stempel des ersten Vorsitzenden Hans Schwippert und knüpfte an terminologische Diskussionen im Anschluß an die Gestalttheorie an, die in Deutschland mit größerem Nachdruck geführt werden als etwa in der Schweiz.

Schwippert eröffnete die gut besuchte

Tagung mit einer Reminiszenz an einen Besuch, den er Anfang der fünfziger Jahre bei Henry van de Velde in Oberägeri machte. Es sei, sagte Schwippert, quasi ein Appell gewesen, zu dem er angetreten wäre, um über die damals großen Sorgen des nach Nazizeit und Krieg langsam wieder erstehenden Deutschen Werkbundes zu berichten. Am Schluß des Gespräches habe van de Velde gefragt: «Und wie habt ihr es mit der Schönheit?» Die Frage habe ihn, Schwippert, sehr getroffen in einem Moment, in dem in Werkbundkreisen mehr von Funktion, Material und anderen strengen Dingen geredet worden sei. Die Baden-Badener Tagung nehme den hinter van de Veldes Frage stehenden Gedanken wieder auf und lasse ihn durch einen Philosophen, einen Naturwissenschaftler und einen Juristen-Soziologen beleuchten. Der Philosoph war der der jüngeren Generation angehörende Walter Warnach, sein Thema «Geist und Gestalt». Eine sehr differenzierte Untersuchung auf Grund der heute vor allem in Deutschland geübten allzu «tiefsinnigen» und hermetischen Denkart, die immer die letzten Dinge im Auge hat, was die Hörer, wie mir scheint, mehr ergreift als erhellt. Als Beispiel ein typischer Satz Warnachs: «Alle Kunst ist Zurücknahme aus der Zeit und feierliche Begehung jenes im Vortrag vorher erwähnten Mysteriums der Gleichzeitigkeit.» Zum Problem selbst trug ein Passus Warnachs bei, der trotz der überhöhten Diktion in die Realität der Situation stößt: «So bitter es sein mag, wir müssen den Mut haben, uns einzugesetzen, daß jene funktionsgerechte Schönheit der Daseinsdinge nicht verhindern kann, daß gerade dem, der durch sie zu einer tieferen Übereinstimmung mit sich selbst freigesetzt werden soll, die ganze Öde seiner sogenannten Lebenswelt doppelt fühlbar wird. Ja, es ergibt sich das geradezu demütigende Paradox, daß je funktionsgerechter ein Ding gestaltet ist, um so weniger zwischen Zweck und Verwendung dieses Dings Raum bleibt für jenes schwer faßbare Konfinium, jenen Inhalt und Zwischenraum, in dem das Leben gestaltet vom Scheinen kommt.»

Der Basler Adolf Portmann war der Naturwissenschaftler, der über das Thema «Vom Sinn der lebendigen Gestalten» sprach. Sein Vortrag, für die Teilnehmer auf der Folie der «schöngeistigen» Ausführungen Warnachs besonders eindrucksvoll, zeigte auf, daß die Natur in Tierkörpern das Äußere und das Innere keineswegs immer gestaltmäßig konform «gestalte», daß der von ihr getriebene Arbeitsaufwand durchaus nicht immer logisch vor sich gehe, daß das, was wir Schönheit nennen, ein eigener

Aspekt, eigentlich Selbstdarstellung sei, bei der es auch zur verpönten Fassadenisolation kommen könne. Und dies im Plasma wie beim höher organisierten Tier. Daß sich Portmann von effektvollen, aber billigen Analogien zur künstlerischen «Gestalt» distanzierte, war das besondere Positivum seines Referates.

Den entscheidenden Vortrag hielt der Jurist und sozialdemokratische Politiker Adolf Arndt, der inzwischen das Amt des Kultursenators in Westberlin übernommen hat. Sein Ausgangspunkt – Qualität sei kein Programm, sondern eine Kategorie, Humanität der Gradmesser werkbundhafter Bewertung – bedeutete die Feststellung des Werkbund-Malaise, das durch eine gewisse Überbewertung der Formfragen eingetreten ist. Die Aufgaben sind nach Arndt breiter und zugleich tiefer geworden: «Die Aufgabe des Gestaltens ist keine Frage allein des mit der Hand Schaffens greifbarer Werke, auch nicht nur des Schaffens mit Worten, sondern gleichermaßen des gesellschaftlichen Wirkens und des politischen Hervorbringens und Ordnenens.» In unerbittlicher Polemik gegen totalitäre Tendenzen, die immer zur Mißgestalt führen – gleichgültig, ob der Totalitarismus nazistisch, kommunistisch oder westwirtschaftlich unterbaut sei –, kommt Arndt zum Ergebnis, daß «das Entwerfen jeder Art nicht über die menschliche Kraft hinaus ins Ungemessene zu übertreiben ist und daß unsrer Widersprüchlichkeit nur ein Entwerfen gerecht wird, das nicht verschließend plant, sondern anrufend offenhält.» Damit ist Arndt ins Zentrum der Probleme vorgestoßen, mit denen sich alle zu befassen haben, die in irgendeiner Weise mit Werkbundfragen zu tun haben.

Nach diesem Referat verzichtete die Versammlung nach Schwipberts bewegtem Antrag auf die Diskussion, die eigentlich vorgesehen war. Wenn auch hinter Schwipberts Antrag wahrlich keine totalitäre Tendenz stand, bedauerte ich als Beobachter aus der Schweiz diesen Entschluß. Gerade die Höhe des Arndtschen Referates hätte eine Diskussion auf hohem und diszipliniertem Niveau hervorrufen können.

Die höchst anregende Tagung endete mit der Besichtigung der ihrer Vollendung entgegengehenden neuen Badeanlagen der auch im Winternebel paradiesisch wirkenden Bäderstadt und des ausgezeichneten Hauses, das sich der Architekt Egon Eiermann vor kurzem am Bergrand über Baden-Baden errichtet hatte.

H. C.

Kunstpreise und Stipendien

Preise Auguste Perret und Sir Patrick Abercrombie 1963

Eine von der UIA Union Internationale des Architectes bezeichnete Kommission hat die folgenden Preise zugesprochen: Preis Auguste Perret für Verdienste, Fähigkeiten oder Wirksamkeiten von internationaler Tragweite auf dem Gebiet der Architektur oder der Technik im Dienste der Architektur: Kunio Mae-kawa, Japan, und Jean Prouvé, Frankreich. Preis Sir Patrick Abercrombie für Verdienste, Fähigkeiten oder Wirksamkeiten von internationaler Tragweite auf dem Gebiete des Städtebaus, der Kritik, der Ausbildung und der internationalen beruflichen Zusammenarbeit: an die Arbeitsgruppe für Regionalplanung unter Leitung des Architekten Constantin Doxiadis, Athen. Kommission: Sir Robert Matthew, Präsident des RIA und der UIA, Edinburg; Prof. Maté Major, Präsident der ungarischen Architektenunion, Budapest; James Richards, London; Prof. Alfred Roth, Architekt BSA/SIA, Zürich; Pierre Vago, Generalsekretär der UIA, Paris.

Stipendien und Preis der Kiefer-Hablitzel-Stiftung für Maler und Bildhauer 1963

Zur Förderung der Ausbildung junger Schweizer Maler und Bildhauer richtet die Kiefer-Hablitzel-Stiftung alljährlich eine Anzahl Stipendien von Fr. 1000 bis höchstens Fr. 3000 aus. Sie kann außerdem für eine besonders hervorragende Leistung den Preis der Kiefer-Hablitzel-Stiftung von Fr. 5000 verleihen. Die Bewerber dürfen im Jahre des Wettbewerbs das 35. Altersjahr nicht überschreiten. Die Jury findet vom 13. bis 15. November im Kunstmuseum Luzern statt. Die eingesandten Werke werden anschließend dort ausgestellt. Anmeldeformulare und Teilnahmebedingungen können bei den Kunstmuseen, den Kunstgewerbeschulen und beim Sekretariat der Kiefer-Hablitzel-Stiftung, Storchengäßchen 6, Bern, bezogen werden.

Ausstellungen

Aarau

Handzeichnungen und Aquarelle aus den Museen Frankreichs

*Aargauer Kunsthaus
11. April bis 12. Mai*

Die Bezeichnung «außerordentlich» war der in den Erdgeschoßräumen durchgeführten Schau mit Zeichnungen aus den großen französischen Museen ohne weiteres zuzubilligen. Ebenso ungewöhnlich, was die Auswahl anging, wie was die Qualität betraf, boten sich die rund 140 Nummern dar, die außerdem wirkungsvoll zur Geltung kamen. Dem Cabinet des Dessins du Musée du Louvre und dessen Konservatorin Madame Bouchot-Saupique war ein Großteil der Blätter zu verdanken. Zudem hatten das Musée d'Art Moderne, die Ecole des Beaux-Arts, das Musée Rodin und die Museen von Besançon, Montauban, Nancy, Lille und Rennes Kostbarkeiten beige-steuert; Stücke, die größtenteils wenig bekannt sind und stellenweise sogar von Meistern stammen, deren Bilder im Louvre leicht übergangen werden.

Natürlich waren alle großen Namen aus dem Zeitraum von dreihundert Jahren vertreten. Doch eben verdienen die weniger geläufigen, etwa Bellange, Vouet, Bourdon, Boullogne, Coypel, Lagneau, Saint-Aubin, Durameau, Girodet, Barye, Boudin, Moreau, Bazille, Cottet, Sérusier, Valadon, hervorgehoben zu werden als Autoren von Werken, aus denen der Zeitgeist und unalltägliche Könnerschaft gleichermaßen sprechen. Wer würde, wenn nicht dies überraschende Blatt in Aarau ausgestellt war, die Darstellung der Salpetrière in Rom in einer Gouache von Louis Durameau kennen, ein höchst lebendig und modern wirkendes Blatt, das im Salon von 1767 ausgestellt war? Wer würde die entzückende Zeichnung von Gabriel de Saint-Aubin mit den galanten Figuren unter Orangenbäumen kennen, wer das hübsche Pastell von Charles Cottet mit dem Blick auf den Genfersee? Lauter unbekannt schöne Dinge, die es sich zu sehen und zu kennen verlohnt.

Damit sind hier aus der chronologischen Folge nur einige wenige Kostbarkeiten fast willkürlich herausgegriffen. Auf den innern Reichtum, auf die Schwerpunkte dieser Ausstellung ist damit noch nicht einmal angespielt, Schwerpunkte, die die Entwicklung der französischen Kunst markieren und als höchst charakteristische Proben aus dem Schaffen der Großen gelten. Pous-